

OF FRAN
NUR J
REICHT
EINE STR

2014
Ein

Text: Tho



ALS SICH DER BRITISCHE Historiker Gordon A. Craig in seinem Standardwerk über die goldenen Jahre Zürichs im 19. Jahrhundert in einem Kapitel die Frage stellte, ob in dieser in jenen Zeiten regelrechten Boomstadt Frauen wichtige Rollen spielten, war seine lakonische Antwort: «Nicht viel.» Als vor einigen Jahren die SRG eine Filmreihe über historisch bedeutende Schweizer Personen sendete, erntete sie Kritik, weil kaum Frauen porträtiert wurden. Das Problem: Es gab einfach kaum historisch herausragende Schweizer Frauen. Und so, wie es heute aussieht, könnte das auch noch lange so bleiben.

Im Moment wird gerade wieder einmal intensiv über die mangelnde Integration der Schweizerinnen in den Arbeitsmarkt diskutiert. Wie jedes Mal ist dabei viel von struktureller Diskriminierung der Frauen die Rede. Die Schweizerinnen erscheinen einmal mehr als Opfer. Doch das ist und bleibt eine falsche Darstellung der Situation. Die «Probleme» der Schweizerinnen auf dem Arbeitsmarkt sind nicht in erster Linie strukturell, sondern mehrheitlich von ihnen gewollt. Denn die Schweiz ist das Land der passiven Frauen.

WENIG RETURN AUF TEURE AUSBILDUNG

Schweizerinnen studieren beispielsweise sehr gerne und immer öfter – danach mit dem teuer Erlernten viel arbeiten, das machen aber eher wenige von ihnen. Eine vor einigen Jahren veröffentlichte Studie zeigt, dass vier Jahre nach Studienabschluss nur die Hälfte aller Schweizer Akademikerinnen voll arbeitet (Männer: 72%). 14% arbeiten sogar weniger als 50 Prozent. Und keine Angst, die Zahlen haben sich in den darauffolgenden Untersuchungsjahren nicht gross verändert.

Wir bilden also teuer Frauen (und zugegeben auch einige Männer) aus, die dann zu grossen Teilen lieber Teilzeit arbeiten, und das noch lange bevor sie Kinder allenfalls dazu zwingen würden. Klar ist, dass die Frauen so natürlich nicht ihre volle Arbeitskraft, ihr Wissen, ihre Kreativität und Erfahrung einbringen können, geschweige denn Karriere machen. Bei einem oft benutzten Richtwert von 20 000 Franken Kosten pro Studentin und Studienjahr kommen bei 100 000 Schweizer Studentinnen pro Jahr mehrere hundert Millionen Franken an zumindest statistisch «verlorenen» Ausbildungskosten zusammen. Doch das Teilzeiteln der Schweizerinnen gilt nicht nur in der Akademikerinnenwelt: Insgesamt arbeiten Schweizerinnen noch immer rund 15% weniger als beispielsweise die Schwedinnen.

Die gängigste Verteidigung für diese Situation ist jeweilen, dass Frauen wegen der Kinder dazu gezwungen werden. Merkwürdig nur, dass die wenig arbeitenden Schweizer Frauen auch wenige Kinder betreuen müssen. Die Geburtenrate liegt bei 1,54 Kindern pro Schweizerin. Schwedinnen bekommen 1,85 Kinder – haben also zumindest statistisch 17% mehr Betreuungsaufwand. Auch wenn Kinderbetreuung sicher nicht linear mit der Anzahl Kinder steigt, sind Zahlen nun einmal Zahlen. Wer Zahlen zu kalt oder zu abstrakt findet, dem sei eine Fahrt mit einer beliebigen Schweizer S-Bahn um 11 Uhr vormittags zu empfehlen (einer Zeit, zu der wirklich alle, die beschäftigt sind, beschäftigt sind – Büro, Industrie, Gastronomie, Bildung, Verkauf): viele Frauen allen Alters, aber praktisch keine Männer. Was genau machen alle diese Frauen um diese Zeit in der S-Bahn?

AUF KOSTEN DER ALLGEMEINHEIT

Schweizerinnen betreuen also weniger Kinder, arbeiten aber trotzdem weniger. Es ist jedoch nicht bekannt, dass die vielen Kinder der mehr arbeitenden Schwedinnen vermehrt als degenerierte Problemkinder enden würden, weil ihnen (mütterliche) Liebe und Zeit vorenthalten wurde. Laut übereinstimmenden Studien existiert entgegen der Ansicht vieler Schweizerinnen keine Korrelation zwischen Rabenmüttern und Problemkindern. Vieles deutet sogar auf das Gegenteil hin: Das Problem, das schon länger erkannt wird, ist Overparenting. Mehr Zeit für Kinder zu haben, ist vielleicht sogar richtig und schön, aber es sollte als das bezeichnet werden, was es ist: ein Luxus auf Kosten der Allgemeinheit.

Spätestens hier kommen in der Regel drei Argumente. Zuerst einmal könne man Schwedinnen nicht mit Schweizerinnen vergleichen. Zweitens müssten Frauen mehr Zeit für

Kinderbetreuung aufwenden, weil die entsprechenden Einrichtungen hierzulande fehlten. Und neuerdings kommt jeweils noch ein Argument: Die halt konservativen Schweizerinnen wollen sich bei der Erziehung nicht staatlich bevormunden lassen.

Alle drei Argumente stechen aber leider nicht. Aber der Reihe nach. Schweden und die Schweiz sind ähnlicher, als man denkt. Die Länder haben etwa gleich viele Einwohner und sind wirtschaftlich ähnlich entwickelt – notabene mit vielen Sektoren, die traditionell offener und einfacher für Frauenkarrieren sind. Vor allem aber sind beide Länder eher wertkonservative Gesellschaften mit historisch gewachsenen Strukturen, klaren gesellschaftlichen Regeln und keinen kriegs- oder revolutionsbedingten Disruptionen. Es ist vor diesem Hintergrund überhaupt nicht nachvollziehbar, wieso in Schweden die Frauen mehr arbeiten und gleichzeitig mehr Kinder haben als in der Schweiz.

Argument Kinderbetreuungs-Infrastruktur. Stimmt, da sind Länder wie Schweden, Frankreich oder gar Deutschland in der Tat deutlich besser aufgestellt als wir Schweizer. In der Deutschschweiz nutzen laut der eben veröffentlichten BfS-Studie noch immer nur rund 50% der Familien eine Form von Krippen oder Ähnlichem (in der Romandie ist die Zahl – wenig überraschend – höher).

Doch wenn es auf der Welt ein Land gibt, das finanziell in der Lage wäre, quasi mit einem Fingerschnippen eine flächendeckende Infrastruktur von Kinderkrippen und Tagesschulen (ob nun staatlich, staatlich-privat oder privat mit Vouchern) zu schaffen – dann ist es die Schweiz. Entweder top-down via Parlament oder bottom-up via Volksinitiativen. Einzelne Kantone könnten vorpreschen und hier Standortvorteile aufbauen. Frauen sowie moderne und wirtschaftlich rechnende Männer ergäben in jedem Fall eine strukturelle Mehrheit für ein solches Anliegen – oder aber die Mehrheit der Frauen möchte keine Veränderung. Denn es passiert interessanterweise nichts.

Dieselbe Schweiz könnte ebenfalls mit einem Fingerschnippen die Heiratsstrafe abschaffen und damit Zweit-Vollzeitarbeit steuerlich gleichstellen. Aber scheinbar möchten die Frauen auch dies lieber nicht, denn dann wäre plötzlich viel mehr Druck da, zu arbeiten. All dies fordern Schweizerinnen nicht: Entsprechende Volksinitiativen sind inexistent. Feministisch-ge-tünchte Inaktivität und bornierte Passivität der Frauen reichen in der Schweiz bis tief in linke Sphären und sind genaugenommen Ausdruck einer Opferrolle, in der man es sich sehr bequem eingerichtet hat.

Das dritte Argument – Frauen wollen halt traditionelle Geschlechterrollen – ist besonders lustig. Wer konservative Positionen anführt, sollte diese nämlich auch zu Ende denken. Staatliche Bevormundung abstellen? Gerne, dann aber auch keine staatlichen Ausbildungssubventionen für Frauen. Man könnte den konservativen Gedanken auch noch weiter-spinnen und fordern, dass Frauen gemäss der klassischen Rollenteilung nicht mehr beziehungsweise nur begrenzt zu weiterführenden Ausbildungen oder zum Studium zugelassen werden oder ihr Studium selber bezahlen sollen.

Traditionelle Geschlechterrollen? Wir könnten hier, wie weiter oben schon dargestellt, viele Millionen sparen und mit diesem Geld etwa die AHV entlasten. Man kann den Staat sehr gerne aus der Genderdiskussion entfernen. Dann muss man aber auch Nein sagen zu genderspezifischen De-facto-Subventionen wie bei der Bildung, der Freistellung vom Militär- und Zivildienst oder dem Pensionsalter. Protokonservative Positionen gibt es eben nicht nach Gusto.

Fassen wir also noch einmal zusammen. Schweizer Frauen haben wenige Kinder, möchten diese wenigen Kinder aber so intensiv betreuen, dass sie klar weniger arbeiten als ihre Schwestern in vergleichbaren Ländern. Sie sind offenbar gerne finanziell abhängig von ihrem Partner – auch wenn sie aus politischen Gründen männerkritisch sind. An Führungs- und damit Machtpositionen sind sie nur begrenzt interessiert. Dieses traditionelle Frauenbild konterkarieren Schweizerinnen aber mit ihrem Anspruch, auf Staatskosten äusserst gut ausgebildet zu werden. Sie leisten keinen Militär- und Zivildienst und gehen zumindest offiziell ein Jahr früher in Rente als Männer, obwohl sie generell länger leben. Dabei reisen sie übrigens viel und gerne und fliegen beispielsweise sogar mehr als Männer (obwohl sie es beruflich kaum müssen) – offenbar haben sie viel Zeit zum Rumfliegen. Irgendwie schwindet hier das Verständnis für Frauenstreiks aller Art. Vielmehr möchte man eigentlich auch gerne Schweizer Frau sein.

SYSTEMATISCH ÜBERKRITISCH BEURTEILT

Was stimmt: Frauen werden auch in der Schweiz bei der Arbeit oft diskriminiert. Sie bekommen in der Regel weniger Lohn für gleiche Arbeit (ein Umstand, der selbstredend rigoros geahndet werden sollte), sie müssen bei gleicher Tätigkeit mehr leisten und werden von Männern systematisch überkritisch beurteilt (dieser Text ist ein gutes Beispiel hierfür). Viele Frauen arbeiten in harten Jobs als Kassiererinnen oder Coiffeusen Vollzeit, um über die Runden zu kommen. Darüber hinaus sind

Sexismus und Gewalt an Frauen in diesem Land nach wie vor real und ein beschämender Zustand für jeden Schweizer Mann.

Doch es ist leider so, Veränderungen kommen nur mit Machtpositionen. Alles andere sind theoretische, weltfremde Gedankenkonstrukte. Streben nach Gestaltungsmacht ist weder etwas spezifisch «Männliches» noch Ausdruck eines patriarchalischen Systems, sondern gesellschaftliche Realität.

Macht und Kooperation schliessen sich übrigens auch nicht aus – Macht kann auch gemeinschaftlich ausgeübt werden. Frauen müssen also in grosser Anzahl an den Schaltstellen dieser Macht agieren. Frauen müssen aktiv gestalten und führen und nicht immer nur passiv fordern. Frauen in Machtpositionen können aktiv helfen, endlich die Lohndiskriminierungen zu beenden. Frauen in Machtpositionen können noch viel aktiver Kinderbetreuungsprogramme ermöglichen. Frauen in Machtpositionen können stärker gegen Gewalt an Frauen vorgehen. Vor allem schaffen mehr Frauen in wichtigen Positionen eine Bereicherung der Gesellschaft, mehr Kreativität und Innovation und damit schliesslich mehr Wohlstand für alle.

ENTSCHEIDEN UND TEILZEIT GEHT NICHT

Arbeitet die Mehrheit der Schweizerinnen ohne grosse Not oder gar aus Lifestyle-Gründen in kleinen Pensen, wird sich aber nie etwas ändern. Denn unser Wirtschaftssystem ist gerade im digitalen Zeitalter mehr denn je auf einer kontinuierlichen «Anwesenheit» aufgebaut. Apologeten der Teilzeit, die das Gegenteil behaupten, vergessen immer eine Sache: Teilzeit geht wunderbar für repetitive oder gar kreative Arbeit, die aber ohne Entscheidungsfunktion ist. Denn entschieden wird kontinuierlich (oft beeinflusst von externen Ereignissen und Entwicklungen) – und nicht nach Fahrplan oder Wochentag. Man soll sich hier nicht von den immergleichen, vielzitierten Beispielen von «Teilzeitchefinnen» und Doppel-Teilzeit-CEO-Posten blenden lassen: Das sind die berühmten Ausnahmen der Regel. Vielleicht möchten aber Schweizerinnen gar nicht entscheiden und überlassen das gerne «ihren» Männern? Ein schauderhafter Gedanke.

Gerade in höheren Positionen sind Frauen oft von Klub-ähnlichen Männernetzwerken ausgeschlossen. Dazu braucht es viel mehr Frauen, die ebenfalls Netzwerke und Klubs aufbauen oder bestehende kapern. Dies geht mit Teilzeit nicht. Das niedrige Ranking der Schweiz bei Frauen in Führungspositionen – am unteren Ende der Industrienationen – spricht eine klare Sprache. Teilzeit schafft

wirtschaftliche Abhängigkeit vom überwiegend männlichen Partner; ein Bereich, in dem die Schweiz in vielen Ländervergleichen beschämend schlecht abschneidet. Wirtschaftliche Abhängigkeit wiederum schwächt die Position der Frau bei der Verhandlung von Rollenbildern, Hausarbeit und Kinderbetreuung. Es ist ein Schweiz-Phänomen: männerkritische, Frauenstreik organisierende Frauen, die sich in grosser Zahl gleichzeitig freiwillig in finanzielle Abhängigkeit von Männern begeben.

MEHR WILLE ZUR MACHT

Schweizerinnen müssen zum Gestalten ihrer Zukunft endlich auch die Macht wollen. Multioptionales, perfekt optimiertes Leben existiert nicht. Teilzeitarbeit bei gleichzeitig wenig Kindern sieht heutzutage bei Schweizerinnen immer mehr nach Lifestyle und nicht nach Notwendigkeit aus. Ob bei progressiven oder reaktionären Frauen. Die niedrigen Kinderraten bei gleichzeitig niedriger Vollzeitbeschäftigung und nicht adäquat beschäftigten Akademikerinnen können eigentlich nur so gedeutet werden: Entweder wollen die Schweizerinnen nicht, oder sie können sich nicht durchsetzen. In beiden Fällen liegt der Ball für einmal nicht bei den Männern. Was Schweizerinnen endlich anpacken sollen, lässt sich grob auf vier Punkte reduzieren.

Erstens: verbindliche Quoten in den wirtschaftlichen Toppositionen (nicht nötig in der öffentlichen Verwaltung und der Politik, dies wären ungerechte Abkürzungen für Frauen). Unabhängig aller Selbstverpflichtungssprüche werden Schweizer Männer ihre De-facto-95-Prozent-Quote in den Topgremien der Wirtschaft nicht freiwillig aufgeben, wieso auch? Im Übrigen bekommen mit der Quote die Männer auch Zeit, ihre Angst vor starken oder besseren Frauen abzubauen, denn gerade in der Schweiz kennen sie bei ihren weiblichen Angestellten, Partnerinnen und Töchtern oft nichts anderes als defensiv argumentierende, sich freiwillig zurückhaltende Frauen. Teilzeitarbeitende Konservativteilzeitmütter sind übrigens das beste Argument für die Verteidiger des Status quo: «Wenig Vollzeitfrauen – wenig Kaderfrauen» heisst es allenthalben. Egal, ob im Startup, in einer NGO-Topposition oder bei wichtigen Geschäftsreisen: Sie funktionieren halt nun einmal in einer globalisierten 24/7-Welt nicht Teilzeit. Niemand auf der Welt wartet auf Schweizer Frauen. Anderes Wirtschaftsmodell mit weniger Wochenarbeit und viel Freizeit für Frau und Mann und ohne Wachstum? Solche Elitesprüche tönen immer toll von Menschen, die schon alles haben; doch wer bezahlt all diese hohen und selbstverständlichen Ansprüche

an Gesundheit, Bildung, Umwelt und Mobilität? Die SNB? Libra? Der Staat?

Zweitens: kostengünstige, flächendeckende Kitas und Tageseinrichtungen (möglichst privat mit Voucher). Damit entfällt jede Ausrede wegen fehlender Kinderbetreuung. So können auch geschiedene Frauen arbeiten, bevor ihre Kinder 16 Jahre alt sind. Alles andere ist ungerecht. Wie dann die Kinderbetreuung in der Familie privat organisiert wird, hat den Staat nichts anzugehen. Aber er muss Infrastrukturen anbieten, so wie er Bahnlinien oder Spitäler anbietet.

Drittens: Frauen (und Männer!), die ein Studium in erster Linie als lustiges Konsumerlebnis sehen und danach sofort Teilzeit arbeiten oder gar nicht, zahlen ihr Studium zurück («clawback»). Von Hunderten Millionen Franken subventionierter Bildungs-Fun ist egoistisch, volkswirtschaftlicher Unsinn, belastet die Steuerzahlerinnen und ist schlichtweg ungerecht. Dass die Liberalen nicht schon längst ein Clawback oder Studiengebühren fordern, verwundert sehr.

Viertens: Frauen leisten ebenfalls Militär- oder Zivildienst. Dass die selbsternannte Leadership-Institution Armee zu dumm ist, um zu verstehen, dass unter den Stärksten, Mutigsten und Schlausten des Landes rein statistisch etwa die Hälfte Frauen wären, und sich damit selber unnötig schwächt, macht die Sache nicht besser. Alternativ zur offensichtlich mit der Realität überforderten Armee ersetzt man diese mit einem für alle Jungen obligatorischen, den Gemeinsinn stärkenden «Schweizjahr» (Einsatz für die Schweiz, egal, ob in der Verteidigung, im

Zivildienst oder bei Bergbauern). Das tut der Goldküstentochter ebenso gut wie dem Sohn systemkritischer Reithalle-Bern-Eltern.

MACHT GEGEN ENGAGEMENT

Dieses Vier-Punkte-Programm zwingt Schweizerinnen, endlich zu wollen und zu können. Von ihnen kann getrost mehr erwartet werden – sie leisten zu wenig. Wenn die Schweiz zukünftig wirtschaftlich in der Lage bleiben soll, all dies zu bezahlen, was moderne Gesellschaften von einem Staat mittlerweile erwarten, muss das Humankapital voll eingesetzt werden. Keine der wichtigen politischen Strömungen kann ernsthaft dagegen sein. Denn sind Frauen in der Schweiz nicht gleichwertig an der wirtschaftlichen Entwicklung beteiligt, dann kommen automatisch mehr ausländische Talente und Manager (dagegen ist die SVP); dann werden Investitionen ineffizient genutzt und Möglichkeitenfreiheiten für alle eingeschränkt (FDP); dann werden Frauen weiter diskriminiert (SP) und Ressourcen verschwendet (Grüne).

Nach dem Streik müssen Schweizerinnen jetzt einen Deal fordern und eingehen: Macht gegen Engagement. Tun sie es nicht, werden sie auch morgen keine bedeutende Rolle für die weitere Entwicklung der Schweiz spielen. Was doch eigentlich sehr traurig wäre. ■

THOMAS SEVCIK und seine Frau Annette Schömmel sind Co-Gründer von Arthesia (Strategieberatung) und der Investmentfirma Xanadu Alpha. Sie leben in Zürich und Los Angeles.

ANZEIGE


JUNGHANS
GERMANY. SINCE 1861

Style outside.
Precision inside.



Neu: Einen Tick präziser, einen Tick stilvoller: Die Meister MEGA überzeugt durch höchsten ästhetischen Anspruch und intelligente Funktechnologie – eine einzigartige Kombination von Design, Stil und Präzision. Junghans Meister MEGA Kleine Sekunde: Edelstahlgehäuse, Funkwerk J101, wasserdicht bis 3 bar.

www.junghans.de

Stil leben.

